

Nr. 187. Bromberg, den 15. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen
von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

(Schluß.)

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Türe klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker. — „Um Gotteswillen, laßt einen halberfrorenen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. „Geht ins Wirtshaus", antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! ich habe kein Geld." —

Nach einigem Zögern ward die Thür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein", sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden."

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittleren Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben", sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen." — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er selbst bestätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel geflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!" sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?" — „Vom Holz- und Wassertragen in der Sklaverei", versetzte er.

„Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?"

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind von einander gekommen. „Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn", fügte er hinzu, „er wird es wohl nötig haben."

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?" sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — — „Also ganz umsonst", sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!" Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach manchem. Simon war lange tot, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrot gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margreth hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hilflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hilfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Not gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. —

„Alles hin, alles tot!" seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes," sagte der Gutsherr, „erzähl' mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber," er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!" —

Johannes begann: wie Mergel ihn nachts von der Herde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?" — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte." — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?" — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einemmale über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchturm.

Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P."

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

„Sonderbar!" lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr' fort." —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksburschen durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brotsack bei mir," sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns." — In Freiburg hatten sie sich von den Österreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg," fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschieren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!" — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!" sagte Frau v. S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren."

Er schwieg eine Weile.

„Ja," sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff." — „Wie kamst du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich auf aus dem Bosporus," versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte ebenso streng, wie die türkische Peitsche."

„Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hierher." — „Das war dumm genug," sagte der Gutsherrr. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da Johannes, nun geh' und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander."

„Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde," versetzte Johannes; „und," er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmieten könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rat. — „Herr," sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten schicken."

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen." — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht sauer, wie man denken sollte." — „Nun," sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile."

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe.

Er schnitzte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den österreichischen Dienst und die See:

„Der Johannes könnte viel erzählen," sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre." — „Mehr tiefsinnig, als einfältig," versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über." — „Ei bewahre!" antwortete der Baron, „er war sein Lebenlang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt."

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie, „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Hektische fühlte die Scheere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Aquinoctiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter tat, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselig Krüppel," setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß einer so liegen muß wie ein Stein, und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus." Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; er schnitt ihn aber ganz entzwei," sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knien, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch," sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Tiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!" bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird." Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel," murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweiten Mal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? Ihn lebend wiederzusehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Bruderheim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Ästen und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Rings umher kein Baum, außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich totmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

„Schändliche Pilze!" murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein

Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was hast du da, Bello? Eine Katze?" murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht.

„Laß mich in Ruh'! Was hast du denn?" Dabei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein.

Totenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?" rief der Baron.

„Herr," keuchte Brandes, „wenn Ew. Gnaden dagewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte anfangs, es seien die Pilze! — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts," sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle!" — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde." Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!" sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung.

Dann wandte er sich zu dem Förster: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sage es nur allen Leuten: der da" — er deutete auf den Toten — „war Friedrich Mergel."

Die Leiche ward auf dem Schindacker verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast."

—: Ende. :—

Spanienreise.

Von Friedrich Just.

(Nachdruck verboten.)

2.

Etliche spanische Ratschläge.

Für eine genußreiche Spanienreise gibt's zwei Mittel. Das eine ist einfach, aber nicht für jeden erhältlich. Das heißt: ein großer Sack voll Geld oder, zeitgemäßer ein tüchtiges Bankkonto. Ein „Europäer" wird nur in „ersten" Hotels für seine Bedürfnisse aller Art Befriedigung finden. Nur dort findet er europäische Küche, deutschsprechende Kellner und Führer. Die spanische Peseta steht hoch, 75 Reichspfennig. Vom Fremden doppelte Preise zu fordern, gilt für eine besondere spanische Klugheit. Ich esse mit dem Pastor Hans Fliedner aus Madrid, der in Spanien geboren ist, zusammen auf einem Bahnhofe Mittag. „Was kostet das Essen?" frage ich. „Das weiß ich noch nicht", antwortet er. „Fragen Sie doch, bitte, den Kellner!" „Ich werde mich hüten. Er merkt doch, daß Sie ein Ausländer sind und fordert mindestens den doppelten Preis. Ich warte ab, was mein spanischer Nachbar bezahlt Das zahle ich für uns auch."

Wer nur wenig Geld für eine spanische Reise übrig hat, der muß das zweite Mittel anwenden. Das ist aber verzwickter und schwieriger. Zunächst muß er spanisch lernen. Das wäre, auch ohne daß einer eine Reise tut, sehr zu empfehlen. Der Geltungsbereich des Spanischen ist nämlich viel größer, als man für gewöhnlich annimmt. Spanisch ist eine Weltsprache. Außer in Spanien selber wird in dem größten Teile Mittel- und Südamerikas und in dem Bereiche der sephardischen Juden spanisch gesprochen. Der räumlichen Ausdehnung nach kommt das Spanische dicht hinter dem Englischen. Nach der Zahl der Sprechenden muß es dem Deutschen die zweite Stelle einräumen, es wird nur von 88 Millionen gesprochen. Erst hinter dem Spanischen kommt das Französische. Mit Deutsch kommt man in Spanien nicht durch. Wer „schnell" spanisch lernen will, achte ja auf die Aussprache. Vor allem lerne er gut lispeln. Das c z. B. klingt wie ein gelispeltes ß, also Barcelona = Barßelona. Vor allem hat's das j in sich. Sitze ich da in Estremadura unter den spanisch-evangelischen Bauern, freundlichst begrüßt, und fange ein höfliches spanisches Gespräch an. Da ich nur wenig mehr als zehn Worte spanisch kann, muß ich mich auf die einfachsten Dinge beschränken. Da sitzt nun neben einem würdigen Bauern ein Jüngling. Ich will also fragen, ob das sein Sohn ist. In meinem „Spanischen Sprachführer" schlage ich flink auf: Sohn = hijo. Das h wird in allen romanischen Sprachen nicht ausgesprochen, also werde ich's weglassen. Das j habe ich nach ostdeutscher Weise ein wenig hart ausgesprochen, und so kommt wohl igo heraus. Alle lachen laut über meine Frage. Das tut der Spanier sonst nicht, daß er lacht, wenn ein Fremder das Spanisch schlecht oder falsch ausspricht. Ich schaue deshalb verwundert um mich. Durch das Lachen wird auch der Pastor Fliedner, der im Nebenzimmer sitzt, herbeigelockt. „Was gibt's hier zu lachen?" fragt er. „Was weiß ich? Wahrscheinlich lachen die guten Leute über mich." „Nein, dazu ist der Spanier zu höflich. Was haben Sie denn gesagt?" Ich wiederhole meine spanische Frage. Da fängt auch er herzhaft zu lachen an. „Wissen Sie, was Sie gefragt haben? Sie haben gefragt ‚Ist dies Ihre Feige?' igo, geschrieben higo, heißt nämlich die Feige. hijo = Sohn wird icho ausgesprochen, das j klingt im Spanischen wie ein rauhes ch = ach:" „Natürlich, das habe ich wieder einmal vergessen. Der scharfsinnige Ritter heißt ja Don Kichote, nicht Don Kischott, wie man's in der Schule falsch gelernt hat."

Neben den Sprachstudien übe man vor der Spanienreise gehörig Nase und Mund.

Die Nase gewöhne man in planmäßiger Uebung an allerlei „Wohlgerüche des Orients", vor allem an Dreck und Knoblauch. Schmutz und Dreck sind in Spanien zu Hause. Und nach Knoblauch riecht und stinken alle und alles. Alle Speisen werden mit Knoblauch „gewürzt", selbst in die Schokolade wird ein knoblauchduftendes Gebäck eingetaucht. Und die Leute kauen vielfach Knoblauch wie einen Priem.

Hat sich die Nase an den Knoblauch gewöhnt, dann versuche man's mit dem Munde. Unsere Knoblauchwurst esse ich sehr gern, aber der Knoblauchgeschmack dabei ist gegenüber der spanischen Knoblaucherei wie ein Prieschen Salz auf der Messerspitze gegenüber einem ganzen Sacke Salz. Es gibt in Spanien buchstäblich kein Gericht ohne Knoblauch, und man wird sich nach kurzer Zeit des Essens selber geradezu zum Ekel. Für die südlichen Länder aber gehört der Knoblauch notwendig zur Gesunderhaltung.

Außerdem lasse man statt der Butter jede Speise mit Olivenöl anmachen und esse rohe Oliven. Fünf von ihnen muß man unter Gesichtsverrenkungen und Augenzudrücken hintereinander herabgewürgt haben, was einem aber erst nach mehrtägigen vergeblichen Versuchen gelingt, ehe man hinter den Wohlgeschmack und Genuß der Oliven kommt.

Die Speisekarte kann man nach diesen Vorübungen dann an Ort und Stelle in aller Ruhe studieren. Darauf steht z. B. Huevo podrido = Faules Ei; Arroz en paella = Reis mit Fleisch, Fisch, Wurst, Tomaten und rotem Pfeffer; Almeja = Miesmuschel; Ajo blanco = Mayonaise aus Knoblauch, Salz, Essig, Oel und Mandeln u. a. m.

Beim Essen fahre man tüchtig mit dem Messer im Munde umher, dann braucht man in Spanien nicht Angst zu haben, daß sich die Leute beim Essen Schaden tun werden. Vor allem schaffe man sich einen langen Zahnstocher an und lerne ihn als das Kleinod des Daseins schätzen In Spanien stochert Männlein und Weiblein während des Essens unermüdlich in den Zähnen. Das Zahnstochern wird nach der Mahlzeit geraume Zeit zur Verdauung fortgesetzt. Jüngling und Mann behalten den Zahnstocher danach als Zierde im Munde. Mit ihm erscheinen sie auf der Straße und an anderen Orten und Oertlichkeiten. Ihn halten sie bei der Arbeit und beim Schlaf im Munde. Wird eine Zigarette gedreht und zwischen die Lippen gesteckt, dann wird der geliebte Zahnstocher nicht etwa aus dem Munde genommen, sondern nur in die rechte Mundecke geschoben. In gewissen Ruhepausen wird der Zahnstocher hinters Ohr oder hinter den Trauring oder hinter das Hutband gesteckt, um bei gelegentlicher Zeit an seinen rechtmäßigen Platz geholt zu werden.

An sonstigen Ratschlägen mag denen, die glauben, auf Reisen „sich gehen lassen" zu können, nur der gegeben werden, diese „Gewohnheit" ja nicht nach Spanien mitzunehmen. Der Spanier ist ein höflicher Mann. Er legt sehr viel Wert auf Form und hat kein Verständnis für Verstöße gegen Anstand und Haltung. Darum kleide man sich auch anständig auf der Reise und lasse die Wadenstrümpfe und sonstigen Abzeichen der Wandervögel zu Hause, versehe sich aber dafür um so mehr mit Visitenkarten.

Wer nicht den San Poncio anrufen mag, nehme außerdem ein wirksames Mittel gegen die Wanzen mit.

Im übrigen lasse man alle deutschen Voreingenommenheiten und Vorstellungen von Ordnung, Zeitausnützung, Fleiß, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Pflichtgefühl zu Hause und fülle sich mit kindlicher Freude an Fremdheit und Eigenart. Man mache die Augen weit und den Geist offen. Es gibt viel zu sehen. Viel Schönes und Gewaltiges. Wenn auch vieles uns reichlich spanisch vorkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versteigerung.

Skizze von Erich Janke.

Die freundliche alte Frau hatte die Augen für immer geschlossen, die noch im höchsten Alter so lebenslustig in das Treiben der Menschen geblickt. Sie ruhte draußen unter der Marmorplatte, und die Erben teilten sich in den Nachlaß. Von den fünf Geschwistern hatte bis auf den ältesten Sohn Friedrich eigentlich niemand ein wirkliches Interesse an dem Hausrat, der, durch ein Menschenalter liebevoll zusammengehalten, nun nichts weiter schien als unnützer Ballast für die Überlebenden. Wenigstens meinten dies die „andern“, wie Friedrich sie in der Tiefe seines Herzens nannte. Er, der Älteste, jetzt schon selbst fast ein Greis, war Zeit seines Lebens ein Sonderling in der Familie gewesen. Gerade deshalb hatte vielleicht die Mutter ihn am meisten geliebt und bis zu ihrem Ende mit ihm zusammen gelebt. Sie verstand die eigenen Wege, die er ging. Die künstlerische Ader, seine Begabung zur Malerei, hatte er von ihr geerbt, und vor allem den merkwürdigen Zug, statt in der Gegenwart und für die Zukunft zu leben, sich stets in die Vergangenheit zu verlieren, mehr als es für sein Fortkommen gut war. Die sonnige Kindheit und Jugendzeit der Mutter, die ihren Gatten früh verlor, wirkte auf die Erziehung der Kinder ein. Sie wuchsen in Glück und Frohsinn auf, bis der Fortfall der reichlichen Einnahmen durch den Verlust des Vaters die inzwischen Herangewachsenen in das Getriebe des Erwerbslebens zwang. Sie waren alle etwas geworden, hatten geheiratet und lebten sorgenfrei ihre Tage, aber die Vergangenheit kümmerte sie nicht mehr und schien ausgelöscht, als wäre sie nie gewesen. Traf Friedrich mit ihnen zusammen und sprach er von alten Zeiten, dann ließ man ihn wohl gewähren, aber man lächelte insgeheim über das ewige Kind. So trat allmählich eine seelische Entfremdung ein, die den Einsamen immer enger an die Mutter kettete, die alles liebevoll pflegte, was Erinnerung hieß, und es niemals über sich brachte, auch nur ein Stück ihres Besitzes fortzugeben.

Friedrich sah seine Geschwister verständnislos an, als sie ihm klarzumachen versuchten, der Haushalt müsse nun aufgelöst werden und er selbst, der so gut wie nichts besaß, solle sich bei einem der Geschwister eine Unterkunft suchen. Ein Testament fand sich nicht vor. Gerade dieser Umstand war Friedrich unbegreiflich, denn er wußte, daß die Verstorbene ihm alles zugedacht und für ihn gesorgt haben würde. Er grübelte hin und her, durchsuchte Kasten und Schränke, aber es war vergeblich. Blutenden Herzens mußte er es mit ansehen, wie der Beamte durch die Räume schritt und mit fast verächtlichem Lächeln seine Schätzungen abgab. Gewiß, für die Welt war das alles nicht viel wert, aber für die Seele des einsamen Mannes waren es unermeßliche Schätze. Nun war a l l e s Vergangenheit geworden, es würde keine Zukunft dafür mehr geben, weil die Bewahrerin dieser sonderbaren Reichtümer sie nicht mehr hegte. Aber obwohl sie selbst fehlte, wäre gerade er in dieser Umwelt, die seiner tiefsten Anlage entsprach, für den Rest seines Lebens noch glücklich gewesen. Es sollte nicht sein, er mußte sich den harten Umständen und dem praktischen Sinn seiner Geschwister fügen.

Der Tag war trübe und regnerisch, als er durch das alte Hoftor des Hinterhauses schritt, in dem sich der Speicher befand, der seine Schätze bis zur Versteigerung bewahrte. Heute waren sie in das helle Licht des Tages gerückt, das sie so gar nicht zu vertragen schienen. Wie verblaßt waren die Farben, wie schadhaft sah so vieles aus, wie peinlich waren die Bemerkungen der bunt zusammengewürfelten Käuferschar, die sich dazwischen breit machte. Wie frech setzten sich einige dicke Frauen in die ehrwürdigen Polsterstühle und betasteten die Gebrauchsgegenstände der Toten, die in ihm lebhafter als je alte Erinnerungen weckten. Die laute Stimme des ausbietenden Mannes schmerzte ihn, bei jedem Hammerschlag zuckte er zusammen. Gab es denn keine Möglichkeit mehr, diesem Treiben ein Ende zu bereiten? Ein feines, wohllautendes Klingen ließ ihn aufhorchen — man setzte eine Reihe schöngeformter Römer auf den Tisch, sie tönten leise, als wäre noch ein Klang in ihnen aus den festfreudigen Tagen, an denen sie bei heiteren Gesellschaften im Hause seiner Mutter die Tafel geziert hatten. Stück um Stück folgte, Silbergerät und Geschirr, Schränke und Stühle, jeder Hammerschlag des Ausbieters zertrümmerte ein Stück seines Erinnerungslebens, es war kaum noch zu ertragen. Er saß im alten Lehnstuhl seines Großvaters und kämpfte mit dem Gedanken selbst mitzubieten, um wenigstens einiges für sich zu retten. Da geschah etwas ganz Seltsames — — er fuhr plötzlich empor und starrte entgeistert auf den großen Tisch. Ein Ton war an sein Ohr gedrungen, ohne Musik und Wohllaut, der ihn aber aufs tiefste erschütterte. Man hatte die alte Nähmaschine seiner Mutter ausgeboten, und eine Bieterin setzte das Tretwerk in Tätigkeit, um seine Brauchbarkeit festzustellen. Das Schnurren der Spulen, der eintönige Gang der Räder rief alle Stunden seines Lebens wach, in denen er dies liebe, vertraute Geräusch gehört hatte. Er sah in der abendlichen Winterstunde den Kopf seiner Mutter über die Maschine gebeugt, wenn die Kinder fröhlich durchfroren vom Eislaufen zurückkamen und in das wohlig durchwärmte Zimmer traten. Dann hob sich das geliebte Haupt mit den großen blauen Augen, eine feine, ringgeschmückte Hand legte sich auf das größere Seitenrad, um das Gangwerk anzuhalten und gleich darauf rotbäckige Wangen zu streicheln. Der Kaffee duftete, die dicken Brotschnitten mit Pflaumenmus lagen bereit. — Kinderglück und Mutterfrieden nur sekundenlang erlebte er es wieder, dann bot er mit lauter Stimme mit! Die erste Bieterin wollte sich nicht schlagen lassen, die Gebote jagten sich, andere griffen ein, merkwürdig angesteckt durch das aufgeregte Wesen des Mannes der sich betrug, als ginge es um ein Kleinod von höchstem Wert und nicht um ein abgenutztes Stück. Schließlich folgte ihm niemand mehr, er erhielt den Zuschlag. Die Maschine wurde zur Seite getragen, man flüsterte und lachte, als er wie liebkosend über das Rad fuhr und den Werkzeugkasten öffnete. Ein Seitenkästchen ließ sich nicht aufziehen, erst nach langen Versuchen fand er einen zufällig passenden Schlüssel an seinem Schlüsselbund. Er zog — — und vor ihm lagen farbige Wollknäuel und ein dichter Haufen blitzender Glasperlen. Er erinnerte sich, wie gern er als Kind darin gewühlt hatte, weil ihn die bunten Farben reizten. Noch in ihren letzten Lebenstagen hatte die Mutter an der Maschine gesessen — — nun war ihm der Eindruck klar, den das laufende Gangwerk plötzlich noch einmal auf ihn machte. Aber auch etwas anderes fiel ihm in die Hände: ein breiter Brief mit der Aufschrift „Mein Testament“ und der Bestimmung „Für meinen Sohn Friedrich“. Seine Hand zitterte als er das Schriftstück dem Beamten wortlos hinüber reichte. Gleich darauf verkündete eine feierliche Amtsstimme: „Die Versteigerung ist aufgehoben und ungültig, es haben sich nachträglich Bestimmungen über den Nachlaß gefunden, die zuvor geprüft werden müssen. Der Erlös wird zurückgegeben, die Sachen stehen zur Verfügung des Nachlaßgerichtes!“

Ein glückseliges Lächeln huschte über die Züge des einsamen Mannes. Er wußte, daß er sich den größten Teil seiner Erinnerungen, vielleicht auch einen sorglosen Lebensabend ersteigert hätte.



Bunte Chronik



* **Unfug in der Luft.** Der englische Schutzmann hat einen langen Arm; auch der Luftfahrer entgeht dem Protokollbuch nicht, wenn er droben Unfug stiftet. Diese Erfahrung mußte kürzlich im Norden von London ein vorwitziger Flieger machen, als er sich damit amüsierte, eine ganze Weile besorgniserregend niedrig über die Dächer zu fliegen, sodaß er nicht nur sein eigenes Leben und Eigentum, sondern auch das seiner Mitmenschen in Gefahr brachte. „Doch mit des Geschickes Mächten . . .“ Ein diensteifriger Schutzmann notierte Nummer und Kennzeichen des Flugzeugs und machte dem amtlichen Flugdienst Anzeige. — Der Staat, der ja stets Geld nötig hat, weiß sich immer seiner Gesetzesmaschine zu bedienen, wenn er sich damit eine Einnahme verschaffen kann.

*

* **Bibliotheken.** Die größte Bibliothek der Welt ist die Bibliothèque Nationale zu Paris mit einem Bestand von 3,5 Millionen Bänden, erst dann kommt die Preußische Staatsbibliothek in Berlin mit 2,1 Millionen Bänden. Da Deutschland die meisten Bibliotheken besitzt, steht es mit einem Bestand von 44 Millionen Bücher an erster Stelle. Würde man diese Bücher aufeinander legen, so erreichten sie eine Höhe von 1200 Kilometer; stellte man sie nebeneinander, erhielte man einen Band, das von Berlin bis Madrid reichte.

*

* **Getreu bis in den Tod.** James Blake, ein englischer Blockwärter, antwortete kürzlich nicht auf den Anruf seines Kollegen vom nächsten Block. Stutzig geworden, machte dieser sich auf den Weg zu ihm. Unterwegs fand er die Signale in Blakes Abschnitt auf „gesperrt“ stehen. Der Blockwärter selbst lag entseelt auf seinem Posten. Er mußte den nahenden Tod gespürt haben und hatte in treuer Pflichterfüllung kurz vor dem Tode seinen Bahnabschnitt noch gesichert, um ein Eisenbahnunglück zu verhüten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.